



Wie im Himmel

*„Ja, sie gehen friedlich auf die Weide
und niemand schreckt sie auf, wenn sie ruhen.“ (Zef 3,13)*

Das Bild der Herde, die sich auf einer Weide friedlich niedergelassen hat und ohne Angst ruhen kann, spricht gewiss auch Menschen einer Zivilisation an, der eine solche Lebenswelt fremd geworden ist. Da bedarf es keiner Erklärung, denn die Szene vermittelt von sich aus Vertrauen, Geborgenheit und Wohlergehen. Deshalb wirken die archaischen biblischen Texte, die von Hirten und ihren Schafen erzählen, trotz ihrer Ferne zeitlos auf uns. Sehr beliebt ist der Psalm 23, der mit den Worten „Der Herr ist mein Hirte“ beginnt. Der Psalmist bringt darin die Erfahrung von erfülltem und geglücktem Dasein zum Ausdruck, wenn er sagt „nichts wird mir fehlen“ und „er führt mich zum Ruheplatz am Wasser.“ Ein Frieden, den niemand stört, den einen niemand rauben kann, ist häufig Thema von Texten und Liedern im Advent. Der Kontrast der Wirklichkeit unserer Welt zu unseren Hoffnungen und Visionen wirkt gerade in der Zeit vor Weihnachten besonders stark. Trotz aller Erwartungen und Wünsche bleibt die Menschheit unruhig und friedlos. Der Strom der Geschichte wird immer wieder durch heftige Stürme aufgewühlt und seine Wogen kommen uns bedrohlich vor. Der Ruheplatz am Wasser scheint manchmal wie ein jenseitiges Traumbild. Doch Lebensstürme klingen irgendwann auch wieder ab, wie wir wissen. Wenn sich die Wellen beruhigen und die Wasseroberfläche glatt und eben wird, dann spiegelt sich die umgebende Welt in ihr. Wir erkennen uns selbst und unsere Umgebung wieder, und wir sehen auch den Himmel. Er ist nicht mehr weit über uns in unerreichbarer Höhe, sondern auf unsere Erde heruntergekommen. Er zeigt sich uns mitten in unserem unsicheren Dasein, wenn wir nur ein wenig zur Ruhe gekommen sind. „Wo ist nun der Himmel – oben oder unten?“ – Manchmal neigt er sich zu uns herab. Die vom Leben ziemlich gebeutelte Schriftstellerin Christine Lavant sprach einmal den bemerkenswerten Satz: „Ich weiß nicht, ob der Himmel sich niederkniet, wenn man zu schwach ist, um hinauf zu kommen.“ Bei diesem Wort denke ich an eine Frau, die auf tragische Weise ihren einzigen Sohn verloren hat. Er war sehr beliebt und hatte einen großen Freundeskreis. Bei einem Motorradunfall war er unschuldig ums Leben gekommen und hinterließ seine Lebenspartnerin und eine schulpflichtige Tochter. Wie ein Tsunami stürzte das Ereignis über die Familie herein. Für die Mutter schien der Schock unüberwindlich und sie fand keinen Trost, auch nicht im Glauben. Zudem war der Sohn konfessionslos und die hinterbliebene Lebensgefährtin wünschte keine Begleitung seitens der Pfarre. Die Mutter begann an Gott zu zweifeln und entfernte sich ebenfalls von der Kirche. Zu einem Gebet war sie nicht mehr fähig. Doch Ruhe und inneren Frieden konnte sie nicht finden, da eine Welt ohne Gott schon gar keinen Sinn für ein Leben nach dem Tod ergibt. Wie die Samaritanerin, von der das Johannes-Evangelium berichtet, die zum Jakobsbrunnen kommt und dem Herrn begegnet, der ihre Sehnsucht nach Angenommen Sein stillt (Joh 4,6-15), hat sich diese Frau nach längerer Zeit doch auf die Suche nach dem Lebensquell gegeben. Ihre ausgetrocknete Seele sollte wieder Erquickung und Belebung finden, die Sprachlosigkeit gegenüber Gott überwunden und das verwundete geschlossene Herz wieder offen und berührbar werden. In einem Moment, der ihr geschenkt wurde, spürte sie Heilung und Versöhnung mit dem gebrochenen Leben. Sie hatte Ruhe gefunden und das Grundwasser der Seele quoll in ihren Tränen hervor.